

Urla Feh

Der Film in mir

Sie haben mich bis auf den Bikini ausgezogen und in den warmen Sand gelegt. Mit den Armen schiebe ich den warmen Sand an mich heran. Schaufle ihn auf mich drauf, bis ein kleiner Hügel auf meinem Bauch liegt. Es ist gegen Mittag. Die Sonne steht fast senkrecht über mir. Selbst hinter meiner Sonnenbrille ist es grell, lebensgrell. Seit ich nicht mehr laufen kann, habe ich das Wort »Leben« mit unzähligen anderen zusammengebracht. Um seine Bedeutung zu erhöhen. Um den Gegensatz zwischen ihm und mir extremer zu machen. Seit ich nicht mehr laufen kann, sind Wörter wichtig für mich. Aber nichts reicht. Nicht die Wörter und nicht die Sonne: Ihre Lebenswärme, Lebenskraft, ihre Lebensglut auf meinem Körper dringt nicht ins Innere. Und meine toten Beine spüren sie nicht einmal mehr auf der Haut.

»Lasst mich allein, ich will alleine sein.« Es ist meine Stimme. Noch kommt eine Stimme aus diesem Körper, meinem Körper, mit jedem Tag wird er mir ein Stückchen fremder.

»Du wirst dir einen Sonnenbrand holen«, antworten sie. Ich erdulde es, dass sie den Sonnenschirm so aufzustellen, dass mein Gesicht im Schatten liegt. Ich erdulde es, dass sie den Sand von meinem Körper wischen und mich eincremen. Lichtschutzfaktor 50. Ich helfe ihnen nicht. Sie be-

greifen nicht, dass es lächerlich ist, Totes schützen zu wollen. Sie wollen nicht wahrnehmen, dass meine Gedanken um den Tod kreisen wie die Erde um die Sonne. In meinen Gedanken ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Erde in die Sonne stürzt. Ich werde keine Farben mehr sehen. Nicht das Ockergelb des Sonnenschirms, nicht das Blau des Himmels. Sein leuchtendes, in die Endlosigkeit hinausragendes Blau. Was gäbe ich darum, ein Partikelchen von ihm zu sein, ein gedankenloses, fühlloses Fetzen, das in ihm untergeht, mit ihm zieht. Ziellos treibt. Unberührt von den Menschen, Tieren und Dingen unter ihm. Nicht erst seit ich nicht mehr laufen kann, träume ich davon. Schon früher, vielleicht von genau dem Punkt an, wo es anfang schief zu gehen, habe ich seine unmenschliche Schönheit geliebt. Ich habe gewusst, dass seine strahlende Gleichgültigkeit uns keine Hoffnung lässt.

Ich fröstle. Ich trage eine Kälte in mir, die selbst der Sonne widersteht. Eisiges Blut fließt durch meine Adern. In meinen Beinen ist es bereits ins Erstarren gekommen. Auch ohne den Unfall hätte es irgendwann, irgendwo angefangen. Ich trage eine Kälte in mir, die meine Lebensflamme von Anfang an klein gehalten hat. Nie hat sie gelodert. Jetzt glüht sie nur noch. Es gibt Lebensflammen, die wild aufflackern und ebenso jäh verlöschen. Und es gibt Lebensflammen, die von Anfang an nur schwach die Finsternis erhellen. Kein Lebensweg wird sichtbar. Jeder Schritt bleibt ein tastender, in die Irre gehender. Kein Ziel erscheint an irgendeinem Horizont. So wie bei mir. Aber jetzt ist alles gleichgültig. Gleichgültig oder gleich ungültig.

Ich sage dies nicht mit der vermeintlichen Weisheit des Alters. Ich bin noch jung. Noch vor etwa einem Jahr haben Männer mit Vorliebe auf meine nackten, intakten Beine geschaut. Noch vor etwa einem Jahr bin ich auf ihnen als Studentin der Philosophie in Gedankengebäuden umher spaziert. In düsteren, lichten, pompösen und kargen, mir verständlichen und meistens unverständlichen. In keinem konnte ich bleiben. Längst habe ich die Augen geschlossen.

Das Meer rauscht durch meinen Kopf. Verschluckt Kindergeschrei, Lachen und Gejohle. Treibt den Rest Leben, der mir noch geblieben ist, vor sich her. Ich treibe in Erinnerungen mit. Treibe in deine Arme, die mich vor gut einem Jahr noch umfingen. Mit der Kraft einer großen Leidenschaft, die mich streifte, aber nicht verzehrte. Da, wo ich wirklich war, reichtest auch du nicht hin. Ich zitterte nur ein wenig an meinen Rändern, im Innersten blieb ich unbewegt. Unberührt. Gefühllos.

Nicht mehr lange und sie werden zurückkommen und mich holen. Ich wünschte, sie würden nie mehr zurückkommen. Ich wünschte, sie würden mich dem Meeresrauschen überlassen, solange, bis die ewig ziehenden Sekunden, Minuten, Stunden eins werden mit ihm. Solange, bis die Sonne ihre Lebenskraft an die Nacht verliert und Sternenglanz sie vergessen macht. Solange, bis mein Sehnen, wonach auch immer, Flügel bekommt, die mich zu einem letzten einsamen Höhenflug emporheben, bevor sie brechen. Tränen lösen sich aus meinen Augen. Sentimentale, dumme Tränen.

»Warum weinst du, bist du traurig?«, fragt eine Kinder-

stimme. Ich zucke leicht zusammen. Verdammt, was ist denn das? Warum greift denn niemand ein? Wollen sie das Kind in die Szene einbauen? Vorsichtshalber bleibe ich reglos liegen. Einige Sekunden, dann erlöst mich Toms Stimme: »Okay, das war's.«

Ich springe auf. Es liegt mir nicht, so lange regungslos zu liegen und schon gar nicht in der Sonne. Und erst diese Gedanken. Niemand hatte mir befohlen, sie zu denken. Niemand hatte mir befohlen, überhaupt etwas zu denken. Ich habe mich mal wieder zu sehr mit meiner Rolle identifiziert. Und bin dabei auf Abwege geraten. Mein alter Fehler. Morgen ist der letzte Drehtag. Ich werde in dem Film nicht sterben. Alles wird gut werden. Ich werde wieder laufen können und mich unsterblich verlieben. »Was für ein Wunder«, denke ich verächtlich, noch nie habe ich an Wunder geglaubt ... alles passiert einem im Leben, nur keine Wunder.